

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e .

Donnerstag, den 15. Jänner 1824.

7

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 6 fl., halb. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M. dann ohne Kupfer viertelj. um 3 fl. 36 kr., halb. um 7 fl. 12 kr. und ganzjährig um 14 fl. 24 kr. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb. und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Chauda.

(S c h l u ß.)

Der anbrechende Tag erweckte Janin; Alles um ihn her wirbelte in jauchzender Freude durch einander; Schüsse, Glockengeläut, Pauken und Trompetenschall, Gesang und Jubel, Bänder und Blumen-Guirlanden, Alles verkündete seinem gebrochenen Herzen den Tag der Hochzeitfeier. Er schlich auf einsamen, unwegsamen Pfaden, durch die Gebüsche nach den Gartenmauern des Schlosses hin. Aus allen Winkeln der Burg schallte lautes Jauchzen und Musik; er sah, aus seinem Verstecke, Bediente hin und her wandeln, aber nicht, wie er gehofft, Claudinen, Thieveninen oder Pierro: von tausend stürmenden Gefühlen durchzuckt, eilte er nach der Pfarrkirche; dort sah er mit Staunen gar keine festlichen Zurüstungen. Er wählte seine Unglücksstunde verschoben, und schon begann wieder ein Hoffnungsstrahl seiner Seele zu entglimmen; ein bethender Kranker riß ihn aus seinem Irrthum: „Nicht hier — in der Schloßcapelle wird die Trauung vollzogen, und sicher erhält in diesem Augenblicke das Brautpaar den priesterlichen Segen.“ — Janin stürzt, wie ein Rasender, aus der Kirche, und rennt nach der Capelle; aber umsonst versucht er hineinzudringen, Diener und Wachen stoßen ihn zurück; er brüllt in wüthender Verzweiflung, versucht Gewalt, das Glück des tödtlich verhassten Nebenbuhlers zu hindern; stürzt aber, durch seine fruchtlosen Anstrengungen erschöpft, bewußtlos nieder. Einige mitleidige Nachbarn tragen ihn nach seiner Wohnung, wo man ihn der Sorge einer alten Magd, die ihn erzogen, und die allein seinen Schmerz mitempfindet, anvertraut. Als ihm die Besinnung wiederkehrt, ist im Nu sein Entschluß gefaßt: er ergreift ein Pistol, das er unter seine Kleider verbirgt, und steckt seine Schleuder, die er meisterlich zu brauchen wußte, in die Tasche. So bewaffnet, schlich er in der Abenddämmerung im Park und den Umgebungen der Burg umher. Im Dickicht verborgen erblickt er, am Ende einer Allee, in bedeutender Ferne,

das Ehepaar; er faßt einen Stein; er fliegt von der Schleuder; aber die Liebe, noch mit seiner Rachlust kämpfend, zieht seinen Blick dem Steine nach — er kann den Todfeind fehlen, und Claudinen tödten: jetzt prallt er wider einen Baum und schlägt wirbelnd zu Chauda's Füßen nieder. Sie erkennt die Hand, die ihn geschleudert, und ihr Herz erbebt nicht von Zorne — nur von Mitgefühl. Sie glaubte, wie ihre Ältern, Janin weile in Lyon, und habe ihrer längst vergessen; man hat sie also getäuscht. Was ist vorgefallen? Wie hatte man den Armen fernzuhalten gewußt? Diese sich in ihrer Seele kreuzenden Gedanken brachten ihr ganzes Wesen in Aufruhr. Amblerieux schrieb ihr Wehen dem Schreck zu, und stürmte, mit furchtbaren Drohungen gegen den Mordmörder, wie er ihn — vergessend, daß er selbst sein Lebensglück gemordet nannte, nach dem Schlosse; alle seine Leute wurden nach dem Bösewichte ausgesendet; er hatte sich bereits entfernt; der Wald und dichtes Dunkel entzogen ihn seinen Verfolgern.

Am Fuße der Burg brauste einer jener wüthenden Waldströme, die die Erde wegreißen, Bäume entwurzeln, Felsen durchwühlen, und aus engen, schauerhaften Gebirgsschluchten hervorbrechen: gegenüber starrte ein pflanzenloser, mit hundertjährigem Schnee und Eise bedeckter Fels in die Wolken. Janin klimmte, mit dem Muth der Verzweiflung, in den gähnenden Abgrund hinab, schritt durch den Strom, erkletterte den gegenüber gelegenen Abhang, und ließ sich auf einem, ganz nahe bey der Burg, über die Tiefe hervorragenden Fels nieder, von wo man Alles, was im Schlosse vorging, sehen und beynah' hören konnte. Dort saß Janin, halb wahnsinnig; bald bejammerte er mit heißen Thränen sein Unglück, entschuldigte Pierro, Chauda und selbst Thieveninen, und fluchte nur der listigen Schurkerei seines Dienstherrn; bald wüthete er, daß seine Schleuder die Ungetreue nicht getroffen, daß er nicht die Burg und Pierro's Wohnung in Brand gesteckt, und nicht in den Flammen seinen Tod gesucht. Einige Mal glaubte er unter den wandelnden Schatten Chauda und ihre Mutter zu erkennen, und rief verzweifelt ihren Namen. — Der Tanz im Schlosse hatte geendet; allmählich ward es stille; die eine Seite der Burg versank in dichtes Dunkel; auf der entgegengesetzten ward es desto heller — Lichter und Fackeln wandelten hin und her. „Genug der Thränen und der ohnmächtigen Wuth!“ schrie Janin auf, „der Augenblick ist da, wo Claudinens Ältern sie dem grauen Mörder meiner Seligkeit zuführen; ich will ihn nicht überleben!“ Da taumelt er an des Felsens Rand, setzt das Pistol vor die Stirne, und stürzt in die unabsehbare Kluft hinab. Der Schuß durchsaust krachend die Luft; es löst sich der Schnee am Berggipfel gegenüber; die Lawine rollt, stürzt, reißt Eisblöcke, Felsenstücke wirbelnd mit sich herab, erschüttert die Burg in ihren Grundfesten, und füllt des Waldstroms Bette. Der donnernde Bergsturz, ein furchtbares Getöse, als wären alle Elemente im Aufruhr, füllten des alten Bräutigams Seele mit unnennbaren Schrecken; noch fürchterlicher hallte der Schuß, der dieser grausenhaften Naturerscheinung vorhergegangen war, in Claudinens Herzen wieder.

Am Morgen ward Chauda's Besitzer Lucas, wieder zum gestrengen Herrn von Amblerieux; all' seine Zusagen vergessend, legte er den Schäferküttel und das Hirtenleben ab: der alte ehrliche Pierro mußte wieder nach seinem Wein-

berge, Frau Thievenina zu ihrem ländlichen Herde wandern — fortan war ihnen der Zutritt in die Burg verschlossen, und nur mit schwerer Mühe ward der jungen Ritterdame zuweilen die allergnädigste Erlaubniß, sich zum Besuche ihrer armen betagten Ältern herabzulassen. Pierro hatte das Alles vorausgesehen; er ergab sich in sein Schicksal; aber seine theure Gehälft, so schmäzlich in ihren eiteln Hoffnungen betrogen, gab der Tochter Rathschläge, die diese, klug genug, so wenig zurückwies, als befolgte.

Hymen brachte dem alten Herrn von Amblerieur so wenig Blumen als Früchte; er starb, und hinterließ Claudinen als Erbin aller seiner Habe. Ihre erste Sorge war der Wohlstand ihrer Ältern und die Errichtung eines kleinen, sinnigen Grabmals auf dem Felsen, wo der arme Janin geendet — eine verschleierete Frauengestalt, Blumen in eine leere Urne senkend.

Die junge Witwe blieb im Besitze der großen Güter ihres Gemals nicht ungestört; habgierige Seitenverwandte stürmten auf sie ein; man benutzte sogar die Ungleichheit des Standes gegen sie: eine Winzerstochter konnte nicht die Gattinn — nur die Geliebte des reichen Amblerieur seyn; es kam zum Prozesse, der Claudinen nöthigte, selbst nach Paris zu reisen.

Der Chauda in voller Blüthe entwickelte Reize warben ihr im modernen Athen mächtige Beschützer; der eifrigste war der fünf und siebenzigjährige, seit mehreren Jahren verwitwete Marschall de l'Hopital. Sein Einfluß konnte eine Entscheidung zu Gunsten der schönen Witwe herbeyführen; aber er wollte seine Schritte auf ein achtungswerthes Recht gründen; er kannte die Malice des Hofes und der Wiglinge in den Zirkeln — man konnte gewisse Beweggründe — eine zärtliche Verbindung mutmaßen, er wäre in Verzweiflung gerathen, den Ruf einer so reizenden, als tugendhaften Dame zu gefährden. Diese Besorgnisse schienen der Frau von Amblerieur äußerst sonderbar; doch ließ sie ein haltbarer Grund in des Marschalls Scrupel einstimmen: sein Name, sein ehrenvoller Rang schmeichelten Claudinens Eitelkeit; überdem war der jungen Witwe Vermählung mit einem Greise nichts Neues, auch schien es in der That, die Chauda habe dem alten Marschalle nur die Hand gereicht, um ihn schneller und angenehmer zu seinen Vätern zu versammeln. Schon nach einigen Monaten trat l'Hopital die Reise zu seinem Chyorfahrer an, seine Witwe etwas weniger reich, als bey der Vermählung mit ihr, zurücklassend, denn er hatte ihr nur ein artiges Schuldsummen zugebracht: Claudine tilgte seine Schulden, und glaubte so, ihren neuen Rang nicht zu hoch erkaufte.

Thievenina hatte die Vermählung ihres Augapfels mit einem Marschalle von Frankreich vor Freude wirbeln gemacht; die, von dem ersten Gemale Claudinens erduldeten Demüthigungen hatten ihre Eitelkeit nicht besiegt: so oft es sich schicken wollte, „meine Tochter, die Frau Marschallinn de l'Hopital,“ sagen zu können, dieser Genuß ersetzte der Alten Alles, selbst der Tochter Abwesenheit; Pierro dagegen schüttelte, eine Thräne im halb erloschenen Auge zerdrückend, seine Silberlocken und sprach: „Nun ist zwischen meiner und meines Kindes Brust eine zu weite Kluft; ach! ich werde unsere Claudine nicht mehr in meine Arme schließen, sie nicht mehr an mein Herz drücken!“ — „Was, Alter? Hier ist von unserer Chauda, nicht von unserm Glück die Rede; nun ist sie Marschallinn, dann wird sie Prinzessin, dann

Königinn, das kann nicht fehlen, denn die Zigeunerinn hat es Alles prophezeit.“

Ein Prinz, Johann Casimir II., König von Polen, hatte seiner Krone entsagt, und sich nach Frankreich zurückgezogen, wo ihm Ludwig XIV. die Abtey St. Germain-des-Prés zum Aufenthalte einräumte. Der Prinz, der nun nicht mehr König war, verwandelte sich in einen galanten, lebenswürdigen Weltmann; er sah die schöne L'Hopital, empfand die Allgewalt ihrer Reize, und erwarb sich ihre Neigung. Liebeglühend, aber eifersüchtig um den Glanz seines Ranges besorgt, vermählte er sich insgeheim; allein bald ward dieß Geheimniß durch Claudinen, deren Eitelkeit es verwundete, verrathen, und, führte sie gleich nicht öffentlich den Titel einer Königinn, so erfuhr doch bald die ganze Welt, daß sie die Gattinn eines Königs geworden. Sie ließ diese Nachricht auch nach dem Heimathsdorfe gelangen, sie wirkte mit so heftiger Freude auf Thievenina, mit so tiefem Schmerze auf Pierro, daß die beyden Alten bald ein gemeinschaftlicher Nasenhügel deckte. Johann Casimir folgte ihnen in Kurzem nach; Claudine ward zum dritten Male Witwe, und sah sich, nach drey, binnen fünfzehn Jahren, geschlossenen und geendeten Ehen, nur im Besitze einer Tochter von Johann Casimir, deren Anerkennung seine Familie verweigerte. Ihre Verbindung mit einem Könige hatte ihr Vermögen nicht vermehrt, und die, zur Königinn gewordne Hirtinn lebte lange genug, um ihre Abkömmlinge zu einem noch niederen Stande heruntersteigen zu sehen. Mehr als ein Greis in Grenoble erinnert sich noch einer kleinen Claudine, die, mit den Worten, um eine milde Gabe bat: „Schenkt der Enkelinn des Königs von Polen ein Almosen!“ — Die Unglückliche war wirklich eine Urenkelinn der Chauda *).

*) Ich habe diese interessante Novelle, dem Grundstoffe nach, aus dem jüngsten Bande des *Hermite en Province* geschöpft. Th. v. Haupt.

Der Sängerknabe.

Ich ziehe weit im Land umher,
Die Zitter in dem Arm;
Sie drücket mir das Herz so schwer,
Erfüllt's mit Gram und Harm;
Doch bin ich mir noch treu bewußt,
Sie war einst alle meine Lust.

Die Saiten klangen sonst so mild
Wie Freundes Gruß und Blick;
Jetzt stürmen schmerzlich sie und wild,
Nicht halt ich sie zurück;
Sie reißen mich noch mit sich fort,
Ich finde Ruh an keinem Ort.

Wohl klangst du schön mein Lieblingeslied!
 Oft sang ich dich und gern,
 Wenn längst die Sonne von uns schied,
 Beym süßen Abendstern.
 Und immer ward mir wohl und bang,
 Wenn ich das Liedchen innig sang.

Doch achteten sie nicht darauf,
 Verstanden nicht den Sinn,
 Und warfen kaum im schnellen Lauf
 Die fargen Gaben hin.
 Die Menge nimmermehr erkennt,
 Wie solcher Sang im Herzen brennt.

An einem Abend nur, da war
 Mir wundervoll zu Muth;
 Es hatt' ein dunkles Augenpaar
 Schon längst auf mir geruht;
 Und jedes Wort des Liedes sprach
 Still glühend jener Blick mir nach.

Da ward mir denn im Innern kund:
 Warum oft mein Gesang
 Tief in dem Herzen, ach! so wund
 Und sehnsuchtsvoll erklang,
 Denn meines Schicksals dunkle Nacht
 Erhellte dieser Augen Nacht.

Doch nimmer ließ mir das Geschick
 Dies holde Lebensziel;
 Verschwunden ist der dunkle Blick,
 Verhallt mein Saitenspiel.
 Drum lastet mir die Zitter schwer,
 Zieh ich im Lande weit umher.

S e p h i n e .

Correspondenz-Nachricht.

Copenhagen, im October 1823.

Dem unangenehmen Sommer, der anstatt zu erfreuen, die herrlichsten Fahrten nach Charlottenslund, Sorgenfrey, dem Thiergarten (eigentlich der Copenhagner Prater) größten Theils mit launischer Grille verleidete, folgte ein desto schönerer, mit anhaltender guter Witterung uns erfreuender Herbst. — Doch ihn verdrängte der herannahende Winter, die eintretende Regenzeit verschlechte die in den wunderschön liegenden Landhäusern zerstreuten, der Natur sich erfreuenden Familien, und als Zeichen des herankommenden Winters endigte sich schon zu Anfang dieses Monats die gewöhnliche Verbindungsfahrt der Residenz mit Kiel durch das Dampfschiff Caledonia. Wahr ist es, daß diese Fahrt dem Reisenden nicht nur allein die größte Bequemlichkeit, das schnellste und sicherste Überkommen, sondern selbst auch das Angenehmste darbietet, was nur immer eine Seefahrt zu leisten im Stande ist. — Immerwährend, nur einige Meilen, wo das Schiff die hohe See betritt, ausgenommen, immerwährend an den Küsten zwischen den reizend liegenden Inseln, die schönsten Ansichten darbietend, äh-

lich einer schönen Fahrt auf einem weiten Strome, vollendet der Reisende die 36 Meilen in höchstens 28 Stunden. Doch ist es nicht zu läugnen, daß die doppelte Bewegung des Schiffes auf eine höchst unangenehme Weise auf den Körper wirkt; am meisten ist es fühlbar auf der hohen See, wo nicht nur allein die durch die in das Wasser eingreifenden Räder immerfort hervorgebrachte rüttelnde Bewegung, sondern noch eine zweyte, die durch das Anspülen der Wellen entstehende schaukelnde Bewegung des Schiffes eine beynahe unausstehliche Empfindung hervorbringt; daher denn auch ein Reisender selten ohne seekrank zu werden, die kurze Fahrt zurücklegt. —

Auffehen machte hier das am 8. October um 11 Uhr Morgens in der k. k. österreichischen Gesandtschaftskirche abgehaltene Requiem für Se. päpstliche Heiligkeit Pius VII. In Abwesenheit des Herrn Gesandten Freyherrn von Steigentesch, veranstaltete die mit so hoher Würde und Anstand abgehaltene Trauerfeier der k. k. österreichische Kämmerer und Geschäftsträger Baron von Langenau, durch welchen auch alle hier anwesenden katholischen Diplomaten zu dem Feste geladen wurden. — Die Kirche wurde zu diesem Zwecke auf das Feyerlichste geschmückt, der Altar, so wie die Seitenwände in Trauertücher gehüllt, in Mitte der Kirche ein Katafalk errichtet, mit vielen Candelabern umstellt, und geziert mit den päpstlichen Wappen, welche auch an beyden Seiten des Altares zwischen Trauertüchern angebracht waren. Die Musik, ein Requiem von Schiedermayer, leitete der königlich dänische Operndirecteur Ciboni mit Beyhülfe der königlichen Capelle und mehrerer Dilettanten.

Ein anderes Fest zu Ende dieses Monats, am 28. October, der Geburtstag der Königin, bewegte Copenhagen. Am Abende war Hofgala, zugleich in verschiedenen Quartieren der Stadt Zapfenstreich mit Musik. Den Tag darauf war Oper. Ihre Majestäten, umgeben von einem glänzenden Hofstaate, fuhren nach dem Theater, wo zur Weihe des Tages zum ersten Male gegeben wurde: *Paers Waldbrüder*, übersetzt und für die Copenhagner Bühne eingerichtet von Professor und Ritter Ohlenschläger. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren für den Augenblick des Hin- und Zurückfahrens beleuchtet. Referent bemerkte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß man im Augenblicke, wo der königliche Wagen vorüber war, alsogleich die Lichter auslöschte, und bey dem Zurückfahren kurz vor dem Momente des Ankommens wieder anzündete. Diesem allgemeinen Sparsysteme folgten jedoch nicht der königlich preussische Gesandte Graf von Dohna, und der k. k. österreichische Geschäftsträger, wie einige Privaten auf dem Königs Neumarkt. Die Oper ging im Ganzen gut, die Darstellung war eine der besten, die Referent Gelegenheit hatte, hier zu sehen; daher denn auch am ersten Tage die Oper mit vielem Beyfall aufgenommen wurde. Aber ein so günstiges Schicksal sollte ihr am folgenden Tage, bey der zweyten Darstellung, nicht werden; sie wurde gefehlich ausgepfeiffen — gefehlich ausgepfeiffen! das heißt: da bey dem Mangel an dänischen Opern, man gewöhnlich die Besseren des Auslandes wählt, man also gewöhnlich nicht die Oper, sondern die dänische Übersetzung auspfeiffen will, so existirt hier eine Verordnung, die während der Darstellung jedes Pfeiffen und Unartigseyn verbietet, dagegen aber zu Ende der Vorstellung zehn Minuten bewilligt, um sein Mißfallen an den Tag zu legen; da nun Ohlenschläger, der noch vor einem Jahre der größte Dichter seiner Zeit hier galt — gegenwärtig nicht am besten in der Gunst der jungen Schiedsrichter steht, so beschloß man 14 Tage vorher schon, den Übersetzer gefehlich auszupfeiffen. Doch raubte eine neue Verordnung von diesen kostbaren zehn Minuten für die Nachkomödie fünf — also während diesen fünf Minuten wurde mit eigens dazu mitgebrachten Pfeiffleins gepfeiffen, mit Klappern geklappert, mit Füßen und Stöcken gestampft und gepoltert — inzwischen manches erbauliche Hurrah! den Pfeiffern dargebracht — so wüthend, daß man hätte taub davon werden können, bis denn endlich bey der letzten Secunde dieser fünf kostbaren Minuten der mächtige Konfon ertönte, dessen Dröhnen allgemeine Stille gebot — und man ging ruhig zum Tempel hinaus. Ohlenschläger muß gegenwärtig die Übersetzung neu bearbeiten! Profit! —

Referent hatte auch Gelegenheit, mehrmalen das hiesige deutsche Theater zu besuchen. Es ist bloß ein Dilettanten-Verein, unter dem Namen: Holsteinisch-dramatischer

Verein, der alle Monate zwey bis drey Vorstellungen gibt. Unter den Vorstellungen, die bisher gegeben wurden, war die Darstellung von Goethe's Mitschuldigen die gelungenste. Es ist nicht zu läugnen, daß die Gesellschaft bey einem rascheren Ineinandervirken etwas zu leisten im Stande wäre, besonders da man das Vergnügen hat zu bemerken, daß man die Rollen mit vielem Fleiße einstudiert. Übrigens werden bloß alte, auf allen Provinzial-Bühnen Deutschlands lange schon vergessene Stücke gegeben, worüber man sich jedoch gar nicht wundern darf. Wurden doch in diesem Sommer 1823 auf dem königlichen Theater zum ersten Male die Räuber von Schiller dargestellt, und zwar in einer schlechten Übersetzung und zerstückelt von dem einst gewesenen Medicinā Doctor, jetzt zweyten Komiker am königlichen Theater, N y g e. — Ländlich, sittlich! — F. G.

L i t e r a t u r.

UglaJa. Taschenbuch für das Jahr 1824. Zehnter Jahrgang. Wien, gedruckt und im Verlag bey Joh. Bapt. Wallishauser. Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Maria Dorothea, Erzherzoginn von Oesterreich, ehrfurchtsvoll gewidmet.

Mit Recht steht die Erzählung: Etienne Durand, von C. A. West, voran in diesem Jahrgang; sie ist die bedeutendste darin, und zeichnet sich aus durch einen festen, ruhigen Gang der Begebenheiten, eine in das Leben greifende Handlung, einfache und völlig befriedigende Entwicklung. Der Schauplatz, der zugleich den historischen Hintergrund bildet, ist mit einer großen Wahrheit geschildert, wie in wenig andern, die auf gleicher Basis ruhen. Der mit leichten Zügen hingestellte Charakter des alten Dieners ist eben so hervortretend, wie der detaillirtere Charakter der Hauptperson. Man ist geneigt, den Ursprung dieser Erzählung in einer wahren Begebenheit zu suchen; und auch in dieser Hinsicht ist der Ton des Vortrags, dessen Gediegenheit sich hier von selbst versteht, dem Charakter des Ganzen ungemein entsprechend, wie aus der Feder eines Diderot entsprungen, oder eines seiner Zeitgenossen. Es wäre zu wünschen, daß der nächste Jahrgang die Fortsetzung der in einer früheren abgebrochenen Erzählung desselben Verfassers enthalten möchte! — Die folgende Erzählung, von Josephine Perin: Die Unerfahrene, hat einen raschen, leichten Vortrag durch feine Bemerkungen markirt; die Idee hätte indessen wohl glücklicher ausgeführt werden können, als es hier geschehen ist, und die psychologische Wahrheit ist nirgends recht begründet. — Frau von Pichler hat das Taschenbuch mit der Stief-tochter beschenkt, deren Anlage ansprender als die etwas gewöhnliche und nicht ganz befriedigende, tragische Entwicklung ist. In der Klarheit und Solidität des Vortrags erkennt man die geübte Feder der Verfasserinn. — Der letzte Beitrag in Prosa ist von Theodor Hell: „Ein schottisches Abenteuer“ überschrieben, und bietet ein moralisches Gemälde, in leichten einfachen Umriffen dargestellt.

Aus dem poetischen Theil, der manches Gelungene enthält, heben wir nur Einiges heraus, mehr dem Ungefähr, als einer absichtlichen Auswahl folgend. Das größte und größte Gedicht in dieser Sammlung: Der Glaube an die Frauen, von Fr. Kuhn, hat neben mehreren phantasiereichen Parthien, vielfache Härten und Überfluß an Worten. — Die Lieder, von Frau v. Chezy, sind wahre Minnelieder; Klänge der reinsten, sehnuchtsvollsten Liebe, worin man „Wild und quillt“ gern überhört. — Ungemeine Zartheit des Gefühls herrscht in Deinhardsteins Betrachtungen: „Auf dem Kirchhof zu Leipzig,“ die Diction ist fließender und reiner, als kaum in einem andern Gedicht mit dieser Namensunterschrift. Diesem würdig reihen sich auch die Sonette an: „Carl und Kathy“ von Werner, ist eigentlich mehr durch die Anmerkung interessant; dieses wie die andern hier mitgetheilten Poesien desselben Dichters, überhaupt als Nachklang eines merkwürdigen und genialen Mannes. Poetisch gedacht und empfunden sind die „Bilder der Natur,“ von Ludwig Zeittles. Es

Es weht ein Hauch des Troubadours darin. Schade, daß die, aus lauter einsylbigen Worten bestehenden, zwey letzten Strophen eine Kakophonie verursachen, und die Naivität etwas darin aus der Art schlägt! Es würde unbillig seyn, das Übrige deswegen verwerfen zu wollen, und der Verfasser könnte leicht in diesem Fall die oft mißbrauchten Worte des Horaz in Bezug auf den „guten Vater Homer“ auch ein Mal, ohne weitere Anwendung jedoch, für sich in Anspruch nehmen.

In Ansehung der äußern Eleganz steht dieses Taschenbuch keinem seiner Vorgänger nach; die Kupfer übertreffen noch vielleicht die früheren.

B e r i c h t i g u n g e n .

In der in No. 156 v. J. der Wiener Zeitschrift enthaltenen, und uns noch in den ersten Augenblicken der Bestürzung und Ungewißheit mitgetheilten Nachricht über den Brand des Theaters in Grätz, ist die Angabe, daß der Brand durch Unvorsichtigkeit der Arbeiter entstanden sey, dahin zu berichtigen, daß eine, von den hohen Behörden verordnete Untersuchungs-Commission beschäftigt sey, die noch unausgemittelte Ursache dieses traurigen Ereignisses zu erforschen. — Auch hat es sich dargethan, daß zwar mehrere der löschenden Arbeiter beschädigt wurden, aber keiner von ihnen das Leben verlor. —

Wir finden uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß sich das für diese Zeitschrift von Herrn Ludwig van Beethoven in Musik gesetzte Gedicht: „So oder so von Carl Lappe“ bereits in No. 14 des Jahrgangs 1817 dieser Zeitschrift abgedruckt findet.

Die Redaction.

F ü r L i e b h a b e r d e r B o t a n i k .

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

Phyllica buxifolia. Buchsblättriger Physica. Aus Äthiopien.

Rhus viminalis. Weidenblättriger Sumach. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.

Sisyrinchium Bermudiana. Bermudischer Schweinsrüffel. Von den bermudischen Inseln.

Visnea Mocanera. Canarische Visnea. Von den canarischen Inseln.

Acacia lophanta. Büschelblüthige Acacie. Aus Neuholland.

Aloë hexapetala. Sechseblättrige Aloe. Vom Vorgebirg d. g. Hoffnung.

M o d e n b i l d III.

Damenkleid nach einem Original von Herrn Gottfr. Köhler (Planfengasse No. 1060) von Gaze-Tris mit Bandeau von Chef-d'or. Der Kopfschmuck in Haaren mit Goldgaze durchwunden. Der Mann hat Frack und Beinkleider schwarz, das Gilet von weißem Piqué mit einem Untergilet von schwarzem Sammt. Die Strümpfe mit à jour-Streifen.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



P. St. del.

Fr. Steber sc.

III.

Wiener Moden.

Wien.

Blank page with faint bleed-through text from the reverse side.